

Klaus Kordon

## **Wie ich Geschichte erzähle**

Jugendliche von heute im „alten“ Berlin

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, dass Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen ein bisschen etwas über meine Arbeit zu erzählen. Um es vorwegzunehmen, ich habe mich in den vergangenen knapp vierzig Jahren in meinen Romanen und Erzählungen hauptsächlich mit drei großen Themenbereichen beschäftigt: die sogenannte Dritte-Welt-Problematik – Leben und Überleben von Menschen unter Armutsbedingungen –, die deutsche Gegenwart und nicht zuletzt die deutsche Geschichte der letzten zweihundert Jahre.

Über den letzten Themenbereich – meine historischen Romane – möchte ich sprechen und mit einem Zitat beginnen. Es stammt von dem deutschen Dichter und Theatermann Bertolt Brecht und trifft den Kern meiner Arbeit ziemlich genau: „Talent ist Interesse.“ – Wenn eine Geschichte aus der Geschichte ein gewisses Niveau erreichen soll, müssen die Vorgänge der Zeit, über die der Autor schreibt, ihn auch ganz persönlich interessieren. Den geschichtlichen Hintergrund nur als Kulisse darzustellen, um irgendeine spannende,

gut verkäufliche Geschichte vor einem bunten oder düsteren Hintergrund ablaufen zu lassen, reicht nicht.

Will ich also über meine Arbeit berichten, bleibt mir gar nichts anderes übrig, als auch von mir zu reden. Woher kommt es denn, mein Interesse an der deutschen Geschichte? Darauf gibt es eine ganz einfache Antwort: Ich bin mit diesem „Interesse“ aufgewachsen. Mitten im Zweiten Weltkrieg geboren, habe ich meine ersten Schritte im kriegszerstörten Berlin getan. Zwar habe ich keine Erinnerungen mehr an den Krieg, war ja am Kriegsende erst anderthalb Jahre alt, doch hat diese Zeit – und haben auch die Jahre davor – mein Leben bestimmt. Ich bin ein Kind der deutschen Geschichte.

Mein Großvater mütterlicherseits fiel im Ersten Weltkrieg, in der Stadt Arras in Nordfrankreich, mein Vater fiel im Zweiten Weltkrieg dreißig Kilometer nordwestlich der russischen Stadt Newel. Beide Männer waren nicht freiwillig in diese Kriege gezogen, beiden war der Abschied von ihren Familien sehr schmerzlich.

So war das Berlin meiner Kindheit ein Mütter-Berlin. Väter gab es kaum. Sie waren im Krieg gefallen, in Gefangenschaft geraten oder als gedemütigte und die eigene Schuld verdrängende, seelisch und moralisch zerstörte, körperlich oder geistige Invaliden heimgekehrt. Die Mütter – für mich die Heldinnen jener Zeit – mussten ihre oft nicht wenigen Kinder größtenteils allein durchbringen. Sie schafften das, indem sie den Trümmerschutt wegräumten, die Fabriken wieder in Gang brachten und sich Tag für Tag bemühten, ein paar von den kargen Lebensmitteln zu ergattern, die es zu jener Zeit nur gab. Wir Kinder waren uns selbst überlassen, spielten in den Ruinen und auf

den Trümmergrundstücken und durften uns die oftmals nicht sehr klugen Sprüche so mancher Erwachsener anhören; Sprüche von Menschen, die auch jetzt noch nichts begriffen hatten. „Der Deutsche ist der beste Soldat der Welt!“, bekam ich nicht selten zu hören. „Nur der harte russische Winter hat uns die Niederlage beschert.“

Sprüche, die wir kleinen Jungen und Mädchen gern glaubten. Erst später ließen sie uns nachdenklich werden.

Meine Mutter betrieb eine Gastwirtschaft. Gleich gegenüber lagen die gelben Backsteingebäude der sowjetischen Stadtkommandantur. Die sowjetischen Sieger kehrten auch bei uns ein. Sahen sie mich kleinen Blondschoopf, nahmen sie mich in die Arme und warfen mich in die Luft. Sie waren – alle wussten es – sehr kinderfreundlich. Zu den Erwachsenen in meiner Umgebung allerdings waren sie nicht so freundlich; es kam zu nicht immer verständlichen Racheakten, Plünderungen, Vergewaltigungen, Erschießungen. Große Ängste bestimmten die ersten Nachkriegsjahre in der Sowjetischen Besatzungszone. Wir Kinder wussten bald: Im Kellergefängnis der Kommandantura saßen viele willkürlich Verhaftete. Mit einem bangen Gefühl im Herzen betrachteten wir die Gitterfenster, wenn wir dicht davor unsere Kinderspiele spielten.

Saß ich im Zigarettenqualm unserer Gastwirtschaft, hörte ich die Gespräche der Erwachsenen voller Neugier mit an. Der Lehrer in der Ost-Berliner Schule hatte geweint, als „unser Genosse Stalin“ gestorben war, viele unserer Gäste sagten: „Endlich ist der Hund verreckt.“ – Durfte man sich denn darüber freuen, wenn ein Mensch gestorben war? Und wenn ja, warum freuten sich die einen,

während andere so tief trauerten? Ich war zehn Jahre alt und hatte eine Menge nachzudenken.

Ein Gast besaß eine Schneiderwerkstatt. Als Kinder verspotteten wir ihn gern als „Fensterkucker“, weil er den ganzen Tag, egal ob er an der Nähmaschine saß oder am großen Bügeltisch stand, durch sein Schaufenster auf die Straße hinaussah. Wir schnitten ihm Grimassen und machten uns über ihn lustig – bis wir erfuhren, weshalb er Tag für Tag Licht und Sonne um sich haben wollte: Er war Jude und in der Nazi-Zeit von seiner nichtjüdischen Frau drei Jahre lang im Keller versteckt und mit Lebensmitteln versorgt worden.

Ich habe diesen Mann sehr gemocht. Körperlich sehr klein, rundes Gesicht, runde Nase und stoppelkurze, graue Haare, wirkte er auf mich eher lustig. Einmal brachte er mich zum Lachen, indem er etwa dreißigmal hintereinander nieste. Das sah ulkig aus, er wusste es und tat mir den Gefallen. Bis meine Mutter einschritt. Sie befürchtete, ich könnte sonst vor Lachen ersticken. Kein Mensch auf der Welt hätte mir einreden können, dass dieser kleine Schneidermeister ein minderwertiger Mensch sein sollte.

Älter geworden musste ich oft über ihn nachdenken. Nicht selten hatte dieser kleine Jude neben einem gesessen, von dem alle wussten, dass er bis kurz vor Kriegsende ein strammer Nazi gewesen war. Jetzt lachten beide über dieselben Witze. Der eine versuchte, sein Leid zu verdrängen, der andere seine Verbrechen.

So habe ich bereits als Kind im engsten privaten Kreis deutsche Geschichte – und ihre Widersprüchlichkeit – erlebt. Wie sollte das

bei einem nachdenklichen, hellhörigen Jungen kein Interesse erwecken?

Hinzu kam: Ich wuchs ja nicht in irgendeiner Stadt auf – ich wuchs in Berlin auf, einer Vier-Sektoren-Stadt. Jede Siegermacht – Amerikaner, Briten, Franzosen und Russen – verwaltete ihren Sektor. Bretterschilder verkündeten das Ende des einen und Beginn des nächsten Sektors. Die drei West-Sektoren wurden später zu dem mit einem Sonderstatus versehenen West-Berlin, der sowjetische Sektor zur Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, die vor nunmehr bereits 25 Jahren aus vielerlei Gründen in sich zusammenbrach. Ich hatte das Pech, in diesem Teil der Stadt, also in Ost-Berlin, zu Hause zu sein. Bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr aber standen mir beide Berlins offen. Hier das zu jener Zeit oft graue, von Mangelwirtschaft geprägte Ost-Berlin des real existierenden Sozialismus, dort das dank des amerikanischen Marshall-Planes die Kriegsfolgen rascher überwindende und damit besser versorgte West-Berlin. Eine Stadt mit zwei verschiedenen Währungen, verschiedenen Kulturangeboten und verschiedenen politischen Bestrebungen.

Eine hochpolitische Zeit selbst für Kinder. Ich war erst fünf Jahre alt, da versuchte die Sowjetunion, die drei Westsektoren Berlins auszuhungern, um sie irgendwann in den eigenen Machtbereich eingliedern zu können. Die Amerikaner und Briten verhinderten das, indem sie West-Berlin fast ein ganzes Jahr lang über die sogenannte Luftbrücke mit Lebensmittel und Heizmaterial versorgten. Alle zwei,

drei Minuten brummen Flugzeuge über unsere Köpfe hinweg. Meine Mutter befürchtete einen neuen Krieg.

In dem Jahr, in dem der sowjetische Diktator starb, fand am 17. Juni 1953 in Ost-Berlin ein Arbeiteraufstand statt. Die kommunistische Regierung des Staates, der sich Arbeiter- und Bauernstaat nannte, versuchte, die selbst verschuldete Misswirtschaft des Landes zu beheben, indem sie die Arbeitsnormen erhöhte. Für den gleichen Lohn sollte mehr produziert werden. Nichts anderes als eine Lohnkürzung. Dagegen wurde protestiert. Die Arbeiter des Arbeiter- und Bauernstaates verlangten eine Rücknahme dieser Maßnahme und die Ansetzung freier Wahlen. Es düstete sie nach einer wahren Demokratie, die ungeliebte, ja, verhasste, von der Sowjetunion eingesetzte Regierung sollte abtreten. – Ein Aufstand, der von sowjetischen Panzern niedergewalzt wurde.

Ich, zehn Jahre alt, war dabei. Mit einem Schulfreund lief ich durch die Straßen, sah die Panzer, hörte Schüsse, sah Menschen fallen und andere fliehen. Am Abend dann: Ausnahmezustand und Ausgangssperre. Ich lag im Fenster unserer Wohnung und sah: Die ganze Stadt, sie war wie leer gefegt.

Wieder hatte meine Mutter Angst vor einem neuen Krieg. Das Wort „Krieg“ bestimmte das Leben jener Zeit. Warum sollte es nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg denn keinen Dritten geben? In Korea wurde doch schon seit drei Jahren wieder geschossen.

Früh stellte ich mir die Frage: „Warum ziehen Menschen immer wieder in Kriege, in denen sie sich gegenseitig umbringen und die

nichts als Leid und Not hinterlassen?“ Eine Antwort darauf habe ich bis heute nicht gefunden.

Am Tag nach jenen Vorfällen vom 17. Juni 1953 bemühten sich unsere Lehrer, das Geschehene zu interpretieren. – Nichts als Beispiele für Verschleierungen, Lügen und Widersprüche. Das wussten selbst wir Kinder. Ich sage noch heute: Es gibt keine bessere politische Schulung, als im Nachkriegs-Berlin Kind gewesen zu sein. Mit der Muttermilch nahm ich auf, dass man, wenn es um Politik geht, nicht alles glauben darf, was einem erzählt wird. Wer in der Politik tätig ist oder ihr auf andere Weise dient, sagt immer nur, was den eigenen Zielen nutzt. Und das – spätere Erfahrungen haben diese Einschätzung bestätigt – zu allen Zeiten und in allen politischen Lagern. Damals aber herrschte Kalter Krieg und in Kriegszeiten – egal ob kalt oder heiß – wird am allermeisten gelogen.

1961 wurde die Berliner Mauer gebaut, der antifaschistische Schutzwall, wie es in der DDR hieß. Nach östlicher Lesart: Eine dringend notwendige Maßnahme, um einen Dritten Weltkrieg zu verhindern, da die westlichen Truppen schon bereitstünden, um die friedliche DDR zu überfallen und sich deren Errungenschaften einzuverleiben. – Eine ganz besonders dreiste Lüge, die nur sehr wenige glaubten. Die Wahrheit sah anders aus: Mein Staat war dem Konkurrenzkampf der Systeme nicht gewachsen. Millionen Ostdeutsche waren in den Westteil Deutschlands geflüchtet. Die Mauer war gebaut worden, um dem Exodus Einhalt zu gebieten, und kostete in den 28 Jahren ihres Bestehens vielen Menschen, die von Ost nach West wollten, das Leben. Dennoch, wie wir heute wissen, auf Dauer

gesehen nichts als ein hilfloser Versuch, das totale Ausbluten des vom größten Teil der Bevölkerung ungeliebten Staates zu verhindern.

Danach blieb ich noch elf Jahre in diesem Staat, studierte dort und arbeitete in verschiedenen Berufen. In Wahrheit aber wollte ich schreiben. Ich wollte, was mich bewegte, in Worte fassen und zur Diskussion stellen. Ein Autor zu werden, der seinem Staat zu Munde schrieb, nur um gedruckt zu werden, empfand ich nicht als Alternative. Ehrliche Texte aber hätten keine Chance gehabt. Kein Verlag hätte sie zur Veröffentlichung annehmen dürfen. Im Gegenteil, solche Texte hätten mich ins Gefängnis bringen können. Verschiedene Gesetzesparagrafen von „Staatsfeindliche Hetze“ bis zu „Öffentliche Herabsetzung“ hätten dafür gesorgt.

So haben meine Frau und ich 1972 keine ganz und gar freiwillige Flucht angetreten. Wollten wir am Ende nicht doch noch zu Duckmäusern und Heuchlern werden, blieb uns gar keine andere Wahl als fortzugehen.

Die Flucht misslang. Verurteilt zu zwei Jahren und zehn Monaten Gefängnisstrafe und nach einjähriger herabwürdigender und demütigender Haft wurden meine Frau und ich 1973 in die westliche Freiheit entlassen.

„Talent ist Interesse.“ Wie sollte mich nach all diesen Erlebnissen und Erfahrungen nicht interessieren, was zur Teilung meines Heimatlandes geführt hatte? Ich wollte wissen, warum alles so war, wie es war, und auch, weshalb mein Großvater für den Kaiser und mein Vater für Hitler in den Krieg ziehen mussten. Vor allem aber wollte ich keine politisch gefärbten Lügen mehr hören, sondern die

Wahrheit wissen. Die hatte man in den Schulen, die ich besuchen durfte, nicht gelehrt. Im Selbststudium – beim Schreiben – wollte ich sie herausfinden.

Ein großes Wort: Die Wahrheit herausfinden! Was aber ist „die Wahrheit?“ Hat nicht jeder – vor allem unter den Historikern – irgendwann seine eigene historische Wahrheit herausgefunden und verteidigt sie vehement?

Ich glaube nicht, dass ich im Besitz der einzigen, objektiven Wahrheit bin, wenn ich mich mit der deutschen Historie beschäftige. Jede Wahrheit ist subjektiv und jeder Autor gezwungen, sich ein eigenes Bild von der Zeit zu machen, über die er schreibt.

Was ich tun kann, um mich *meiner* Wahrheit zu nähern? Vor allen Dingen Vorurteile abbauen und Legenden bekämpfen. Deshalb darf es mich nicht kümmern, ob das, was ich schreibe, politisch gesehen irgendwelchen Leuten gefällt oder nicht. Aus all den Berichten der Zeitzeugen, den Werken der Historiker und Journalisten muss ich mir meine „Wahrheit“ zusammensetzen. Etwa wie ein Mosaik.

Anders geht es nicht. Ich darf nicht nur Fragen stellen, ich muss auch die Antworten und mich selbst immer wieder hinterfragen. Wer sich ohne Skrupel an die Darstellung einer Zeit wagt, die er nicht miterlebt hat, kann ihr unmöglich gerecht werden. Es gibt im Zusammenleben der Menschen viel zu viele zu berücksichtigenden Interessen und Widersprüche. Schwarzweißmalerei verbietet sich. Und doch muss man Partei ergreifen; Partei für die Opfer einer verfehlten, falschen oder verbrecherischen Politik. Und manchmal eben

auch Partei für die Menschen, die das Leid, das die Oberen über sie brachten, nicht länger ertragen konnten.

Mein Interesse an der Geschichte, ich erwähnte es schon, ist früh geweckt worden. Doch benötigte es eines Anstoßes, um darüber schreiben zu wollen. Und das ausgerechnet für Jugendliche.

Es war während einer Lesung vor fünfzehnjährigen Schülern und Schülerinnen. Es ging um ein ganz anderes Thema, irgendwann aber kamen wir auch auf den Ersten Weltkrieg zu sprechen – und ich stellte fest: Sie wussten nichts! Nichts von diesem Krieg und auch nicht, wie er zu Ende gegangen war und was danach in Deutschland geschah. Der Erste Weltkrieg – in diesem Jahr in aller Munde, weil die ersten Schüsse vor nun genau einhundert Jahren fielen –, Anfang der Achtzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts war er so gut wie vergessen. Und das nicht nur bei Jugendlichen. Als ich mit Lehrern über die deutsche Novemberrevolution von 1918 sprach, die diesem Krieg ein Ende setzte, verwechselten einige sie mit der russischen Oktoberrevolution.

Das brachte mich zum Nachdenken, und das Ergebnis dieses Nachdenkens war, dass ich meinen ersten historischen Roman „Die roten Matrosen oder Ein vergessener Winter“ schrieb. Ich wollte, dass dieser Krieg, dem mein Großvater mütterlicherseits und mit ihm weltweit siebzehn Millionen anderer Menschen zum Opfer gefallen waren, nicht vergessen wird. Ich wollte, dass in den Köpfen meiner Leser kein Platz mehr blieb für die alten Lügen, die von den deutschen Nazis vielen meiner Landsleute in die Hirne gepflanzt

worden waren und dort über Generationen hinweg hässliche Blüten trieben. Darunter jene von den im Felde unbesiegten deutschen Soldaten, die nur durch die Revolution, dem hinterrücks ausgeführten „Dolchstoß“, dem Feind unterlegen waren. Ich wollte, dass begreifbar wurde, weshalb der Erste Weltkrieg und die Art und Weise, wie nach diesem Krieg Politik gemacht wurde, dem Zweiten Weltkrieg freie Bahn bereitete. Und ich wollte „Geschichte von unten“ erzählen, also aus der Sicht derjenigen, die unter dem, was die Oberen ihnen zumuteten – Krieg, Not, Elend, hohe Kindersterblichkeit –, am meisten litten. Und die gar keine andere Chance hatten, als sich irgendwann zur Wehr zu setzen.

Ich habe diese Menschen – egal, ob sie in ihrem Handeln irrten oder nicht – immer verstanden. Deshalb könnte ich Geschichte gar nicht anders als „von unten“ erzählen. Die „Oberen“ haben mich nie sonderlich interessiert. Entweder waren sie die Täter, die andere zu Opfern machten, oder sie haben unter den Verhältnissen nicht so gelitten wie die einfache Bevölkerung.

Hätte ich mich anders entschieden und dieses Buch unter den Bewohnern des Berliner Reichenviertels weit im Westen der Stadt spielen lassen, wie hätte ich heutigen Jugendlichen klarmachen sollen, welche furchtbaren Auswirkungen der Erste Weltkrieg nicht nur an der Front, sondern auch in der Heimat zeitigte? Die Protagonisten hätten dann vielleicht irgendwelche Gemälde oder andere Gegenstände verkauft, um an etwas zu essen zu kommen, *ihre* Kinder aber wären nicht früh an der „Hungergrippe“ gestorben, eine durch Unterernährung und feuchte, kalte Wohnungen geförderte Krankheit,

die es heute in Deutschland gar nicht mehr gibt. Die Leute in den Arbeiterbezirken konnten nichts verkaufen, sie haben gehungert und ihre Kinder sterben sehen.

Also habe ich meinen Roman in der Berliner Ackerstraße angesiedelt, zu jener Zeit eine der ärmsten Straßen im ärmsten Teil der Stadt, dem Arbeiterbezirk Wedding. In engen, dunklen, feuchten, muffig riechenden Wohnungen lebten dort die Menschen. Der berühmte Berliner Maler und Karikaturist Heinrich Zille, der dieses Wohnelend oft zum Thema seiner Bilder machte, hat mal gesagt: „Man kann einen Menschen mit einer Wohnung genauso gut erschlagen wie mit einer Axt.“ Auf einem seiner Bilder zieht ein Mädchen einen kleinen Holzwagen hinter sich her, auf dem eine tote Ratte liegt. Zu ihrer Freundin sagt sie: „Sie ist gestorben. Es war zu feucht in unserer Wohnung.“

Ich bin nicht in dieser Gegend aufgewachsen, jedoch nicht allzu weit davon entfernt. Ich kannte die Häuser in dieser Straße, die in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts abgerissen werden mussten, weil sie nicht zu sanieren gewesen wären. Noch heute habe ich den Geruch der dunklen Höfe, Flure und Treppenhäuser in der Nase; früh bewunderte ich jenen mutig-verwegenen Menschenschlag, der dort nicht selten von Geburt an um sein Überleben in einer ihm feindlich gesinnten Welt kämpfen musste.

Ein großer Vorteil für den Autor, wenn er das Milieu seiner Helden bestens kennt. Ich hätte meine historischen Romane in keiner anderen deutschen Stadt spielen lassen können. Auch traf es sich gut, dass gerade meine Heimatstadt es war, die so oft im Blick- und

Schnittpunkt deutscher Geschichte lag. Hier fühle ich mich zu Hause: sprachlich, gefühlsmäßig und auch geografisch.

Die Ackerstraße Nr. 37, in der die Helden meiner Trilogie der Wendepunkte der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts leben, existiert nicht als Haus. Dort war schon immer ein Friedhof. Ich habe mein Mietshaus dort hingestellt, wo jetzt viele derer liegen, die die Jahre, über die ich schrieb, miterlebt haben. Alle meine Protagonisten sind erfunden, haben niemals gelebt. Aber so wie das Haus Nr. 37 den damals real existierenden Elendswohnhäusern nachgestaltet ist, so haben auch meine literarischen Figuren in den Menschen jener Zeit ihre Vorbilder. Ich habe sie geformt – und sie haben mich geformt. Indem ich sie durch beinahe dreißig Jahre deutsche Geschichte begleitete – von 1918 bis 1945 –, hatte ich gut zehn Jahre lang engen Kontakt zu ihnen. In dieser Zeit können Menschen, egal ob erfunden oder nicht, einem sehr ans Herz wachsen. Auch lernt man sie von Jahr zu Jahr immer besser kennen und verstehen.

Natürlich, es war keine schöne Zeit, über die ich schrieb. Oft litt ich mit meinen Helden aus dem dritten Stock im düsteren vierten Hinterhof der Ackerstraße 37. Und so gestehe ich gern: Nach dem ersten Band meiner Trilogie – „Die roten Matrosen oder Ein vergessener Winter“ – sagte ich mir: Das tust du dir nicht noch einmal an. Da waren ja nicht nur die vielen Recherchen, die ein solcher Roman erfordert, und die sich oft auch in Nebensächlichkeiten heftig widersprechenden Historiker; da waren vor allem die schlimmen Erinnerungen der Zeitzeugen, dieses Wiedereintauchen in sehr

düstere Zeiten. Eine strapazenreiche, oft die Seele angreifende Arbeit. Doch war die Neugier stärker. Ich wollte wissen, wie es meinen von mir erfundenen und in mir lebenden Helden und Anti-Helden in der Folgezeit erging: Der Erste Weltkrieg ist zu Ende, der Kaiser abgesetzt, eine Republik wird gegründet. Die Hoffnung auf ein neues, besseres Leben ohne Krieg und Armut ist nicht unbegründet. Ich aber, viele Jahre später lebend, wusste, dass noch weitaus furchtbarere Heimsuchungen auf meine Protagonisten warteten. Und die Enttäuschung, dass sie und ihre Träume von neuen Führern und Verführern ausgenutzt wurden, musste sie ihnen nicht den letzten Lebensmut nehmen?

So schrieb ich weiter. Meine Familie Gebhardt, die Ende 1918 zu denen gehört, die den Ersten Weltkrieg beenden, erlebt vierzehn Jahre später mit, wie in Deutschland die Nazis an die Macht kommen, und sieht weitere zwölf Jahre später das Nazi-Reich in Scherben fallen. Ihre Träume aber wollen die Gebhardts dennoch nicht aufgeben, trotz aller Rückschläge und Enttäuschungen. So entstand diese Trilogie. 1. Band: die Wende 1918 – Übergang vom Deutschen Kaiserreich zur Weimarer Republik. 2. Band: die Wende 1932/33 – Ende der Weimarer Republik durch Machtübernahme der Nazis. 3. Band: der Zusammenbruch des unmenschlichen Nazi-Reichs am Ende des Zweiten Weltkriegs und erneut die Hoffnung auf bessere Zeiten. Alle drei Bände sind bereits vor Jahren von Professor Sakayori ins Japanische übersetzt worden, worüber ich mich sehr gefreut habe.

Ich sagte es schon: Historische Romane zu schreiben, die den Anspruch erheben, möglichst hautnah die Wirklichkeit der dargestellten Zeit widerzuspiegeln, ist keine leichte Arbeit. Erst recht dann nicht, wenn der Autor bei seiner Arbeit vor allem junge Leser im Auge hat.

Es reicht nicht, den jugendlichen Leser nicht zu langweilen, der Autor muss es verstehen, auch gefühlsmäßig die Sichthöhe seiner jugendlichen Protagonisten einzunehmen. Der bekannte deutsche Autor Erich Kästner, der auch Kinderbücher schrieb, erhob den hohen Anspruch, dass nur Erwachsene, die auch Kinder blieben, sich als wahre Menschen bezeichnen durften. Viele Erwachsene schaffen das nicht; wer für Kinder und Jugendliche schreiben will, *muss* es schaffen.

Auch darf er keinerlei Kenntnisse voraussetzen, die seine Leser aufgrund ihrer Jugend nicht haben können; sei es historisches, gesellschaftliches oder politisches Wissen. Alles muss erklärt werden – und darf dennoch nicht langweilen.

Als ich mit meiner Trilogie der Wendepunkte begann, sagte ich mir: Wenn ein Jugendlicher die vierzigjährige deutsche Teilung begreifen soll, muss er wissen, wie Hitler an die Macht kam; wenn er wissen will, wie Hitler an die Macht kam, muss er über den Ersten Weltkrieg Bescheid wissen. Geschichte besteht aus Bausteinen, ein Stein liegt auf dem anderen; liegt ein Stein – ein Jahr – schief, steht am Ende die ganze Wand, das ganze Haus, ein halbes Jahrhundert schief.

Allerdings schreibe ich historische Romane nie, nur um Geschichte zu erzählen. Sie haben immer auch etwas mit der Gegenwart

zu tun. Schon Goethe, den zu zitieren sich immer lohnt, hat gesagt: „Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist.“

Ein Beispiel aus meiner Arbeit, das für eine ganz besonders augenfällige Aktualität steht: „1848“, mein Roman über die deutsche bürgerlich-demokratische Revolution Mitte des 19. Jahrhunderts. Ich habe ihn einige Jahre nach der friedlichen Revolution in der DDR verfasst. Mir war aufgefallen, dass die Bürgerrechtsbewegung von 1989 mit denselben Forderungen an die Öffentlichkeit trat wie hundertvierzig Jahre zuvor schon die Barrikadenkämpfer von 1848: Pressefreiheit, Meinungsfreiheit, unabhängige Richter usw. Auch die Tatsache, dass beide Revolutionen das ganze Volk erfassten und die jeweilige Obrigkeit, die den Zeitgeist nicht begreifen wollte, ziemlich alleingelassen dastand, schienen mir signifikante Gemeinsamkeiten zu sein.

Die geschichtlichen Ereignisse sind dem Autor vorgegeben. Er kann sich ihnen nicht entziehen. Das Leben der Menschen aber, die er erschafft, muss er glaubhaft in die Kämpfe der Zeit einbeziehen. Also habe ich mich bemüht, meine historischen Romane mit möglichst vielen lebensechten, unterschiedlich denkenden und fühlenden Menschen zu füllen; Menschen mit Ecken und Kanten, Witz und Herzlichkeit, die alle ihre großen und kleinen, ganz eigenen Probleme und Sorgen haben und die doch eine einzige große Sehnsucht vereint – die nach einem friedlichen Leben ohne Not und Ungerechtigkeit.

Mein Vorbild beim Schreiben dieser Romane war kein geringerer als Lew Tolstoj. Das klingt sehr unbescheiden, aber einen besseren Lehrmeister hätte ich mir nicht wünschen können. In seinem monumentalen Roman „Krieg und Frieden“ schildert Tolstoj ja auch nicht bloß die Schlacht bei Borodino und die politischen Strömungen der Zeit, er schildert das Leben zahlreicher, äußerst lebendiger, handelnder, leidender und miteinander diskutierender Menschen.

Ein guter historischer Roman, das kann für mich nur einer sein, der den dargestellten Zeitraum auch sinnlich erfahrbar macht. Will man das Handeln und Streben der Protagonisten verstehen, muss man ihre Gefühle und Lebensumstände kennen.

Wie ich recherchiere?

Will ich mich in die Zeit, die ich bearbeite, hineinversetzen, muss ich möglichst viel über sie in Erfahrung bringen. Material finde ich in alten Flugblättern und Zeitungen und in den Geschichtsbüchern gestandener Historiker. Nur – ich wiederhole mich in diesem Fall gern – widersprechen sich die Historiker leider sehr oft. Je nach politischer Couleur interpretieren sie die Ereignisse. Dem Autor, der ein möglichst wahrhaftes Bild jener Zeit vermitteln will, jedoch verbietet es sich, dieser – ich sage es mal ganz hart – nicht selten interessengefärbten Geschichtspropaganda aufzusitzen. Weshalb mein Roman „Die roten Matrosen“ den politisch ganz links stehenden Kritikern denn auch nicht links und den ganz rechts stehenden nicht rechts genug erschien.

Einer aus der Gilde der letzteren lobte ausführlich meine literarische Arbeit – „alle Personen sind so lebendig, dass man sie schon nach wenigen Seiten ins Herz geschlossen hat“ –, meinte aber, ich predigte Gewalt. Warum? Weil meine Helden letztendlich nicht anders konnten, als sich gegen die so viel größere, tödliche Gewalt dieses Krieges zur Wehr zu setzen. Wie aber kann man sich gegen eine so menschenverachtende Gewalt wie die eines Krieges zur Wehr setzen, ohne ebenfalls Gewalt anzuwenden?

Ein weiteres wichtiges Hilfsmittel bei der Erarbeitung eines solchen Romans: Alte Stadtpläne. Viele Berliner Straßen heißen heute ja nicht nur ganz anders als zu jener Zeit, in der meine Romane spielen, viele Straßen und Plätze gibt es überhaupt nicht mehr. Entweder fielen sie dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer oder sie mussten der modernen Stadtplanung weichen. Für mich aber war wichtig: Wo befanden sie sich denn, diese alten Straßen, durch die meine Helden laufen? Und wie sahen sie aus? Schildere ich heute eine Berliner Straße und wähle die Worte „Und sie betraten eine zugeparkte Einbahnstraße“, sieht jeder Leser eine solche Straße vor sich. Die alten Straßen und das Leben, das sie prägte, hat er nicht vor Augen. Die muss ich ihm so schildern, dass er sie sich vorstellen kann. Und das, ohne den Lauf der Handlung zu verzögern und ihn damit zu langweilen.

Auch wie es *in* den Häusern aussah – wo die Leute auf die Toilette gingen, wo sie sich wuschen, wo sie welche Lebensmittel lagerten –, alles muss ich wissen. Dabei haben alte Fotos sehr geholfen oder – in Zeiten, als die Fotografie noch nicht erfunden war – Gemälde, die

bestimmte Straßenzüge, Plätze, Häuser oder Wohnsituationen wiedergaben. – Nichts aber übertraf das Gespräch mit Zeitzeugen.

Über das Ende des Ersten Weltkrieges schrieb ich Anfang der Achtzigerjahre. Wer damals achtzig war, konnte sich noch an diese Zeit erinnern. Zeitzeugen für die nachfolgenden Bände zu finden, die 1932/33 und 1945 spielen, war dann schon wesentlich einfacher.

Wo ich diese Zeitzeugen fand? Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Berlin viele Erzählcafés, in denen sich alte Leute trafen, die sich oft und gern über ihre Jugend und wie es damals in ihrem Bezirk aussah unterhielten; Geschichten, die das alte Berlin lebendig werden ließen. Das Interesse eines jungen Autors an ihrem Leben freute sie. Die eigenen Kinder und Enkelkinder zeigten sich oft nicht so interessiert.

Auf diese Weise erfuhr ich vieles aus dem Alltag ihrer Jugend – darunter Kinderverse, die heute keiner mehr kennt, und Elendschilderungen, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann. Doch natürlich musste ich vorsichtig sein und diese Geschichten auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüfen. Der indische Autor Salman Rushdie schreibt in seinem Roman „Mitternachtskinder“: „Die Erinnerung ist eine besondere Wahrheit. Sie wählt aus, eliminiert, verändert, übertreibt, untertreibt, verherrlicht und schmäht auch ... schafft ihre eigene Realität.“

Besser kann man es nicht sagen. Andererseits jedoch bekommt erst durch diese Erinnerungen die dargestellte Zeit das richtige Kolorit, die notwendige Schärfe und die notwendige Wärme. Meine Aufgabe

ist es, aus all diesen einzelnen Schilderungen ein Bild der Zeit zu komponieren.

Ein sehr einfaches Beispiel aus dem zweiten Band meiner Trilogie der Wendepunkte „Mit dem Rücken zur Wand“: In diesem Buch geht es unter anderem um den 30. Januar 1933, jenen Tag, an dem die Nazis in Deutschland an die Macht kamen und dies mit einem Fackelzug durchs Brandenburger Tor feierten. Ein Interviewpartner hat mir diesen Abend so beschrieben: Die Fackeln knatterten im Wind. Ein anderer sagte: Sie stanken. So durfte ich schreiben: Sie knatterten *und* stanken. Noch ein paar Beobachtungen mehr und ein kompaktes Bild dieses Triumphzuges der neuen Herren entstand.

Natürlich ist es völlig undenkbar, dass ein später Lebender ein Zeitbild wiedergeben kann, das eins zu eins der historischen Wirklichkeit entspricht. Nach Hermann Hesse – und darin stimme ich mit ihm überein – wird jedes Beschreiben geschichtlicher Ereignisse zur Dichtung. Ich kann mich der Wirklichkeit nur *annähern*. Und das, indem ich versuche, die dargestellte Zeit so authentisch zu schildern, wie es mir möglich ist. Sie ganz und gar abzubilden, funktioniert schon aus schreibtechnischen Gründen nicht. Der Berliner Dialekt war vor hundert Jahren ein ganz anderer als heute. Doch darf ich meine Figuren nicht so sprechen lassen wie zu jener Zeit. Das würde heute kein Jugendlicher lesen wollen. Nicht weniger verboten ist es mir, in die moderne Alltagssprache zu verfallen. Ich muss eine Mischung finden, die den Leser überzeugt.

Für die Romane, die zwischen 1918 und 1945 spielen, war es möglich, Zeitzeugen zu finden. Wie aber verhielt es sich mit meiner zweiten Trilogie? Die Geschichte der Berliner Familie Jacobi – auch Jacobi-Saga genannt – spielt zwischen 1848 und 1890, beginnt ebenfalls mit einer Revolution und schildert unter anderem wieder einen Krieg, den Deutsch-Französischen von 1870/71.

Doch gibt es auch für jene Zeit *Zeugen*. Wer sucht, findet viele schriftliche Berichte über die Lebensumstände der Menschen im neunzehnten Jahrhundert. Und, hat er Glück, fallen ihm auch solche in die Hände, die nicht nur trockene Fakten liefern.

Als ich mein Buch über die Revolution von 1848 plante, sah ich eines Tages im Schaufenster einer Schneiderei ein paar alte Bücher liegen. Irgendwelche Leute hatten sie dort abgegeben, um sie zu verkaufen. Darunter die Erstausgabe eines später nie wieder neu aufgelegten Buches von 1849 mit dem Titel „Berlins berühmte und berüchtigte Häuser“. Mir war das Buch zu teuer, meine Frau kaufte es heimlich und schenkte es mir zum Geburtstag.

Ein Buch, das für mich zum *Steinbruch* wurde, denn neben vielen anderen Geschichten über alte Berliner Straßen und Häuser wurden darin auf etwa fünfzig Seiten auch jene Straßen und Häuser beschrieben, in und um die herum erst im Jahr zuvor die Barrikadenkämpfe tobten. Berichterstatter waren mehrere in diese Kämpfe verwickelte *Zeitzeugen*.

Aus diesem Steinbruch konnte ich mir vieles herausklopfen. Zum Beispiel die Geschichte eines Handwerkers, der sich während der Kämpfe auf das Dach des Rathauses flüchtete und mitbekam, wie

seine Mitkämpfer, die sich direkt unter ihm – auf dem Dachboden – versteckt hatten, von des Königs Militär mit Säbeln niedergemetzelt wurden. Ein wahres Blutbad wurde in jener Nacht dort angerichtet; er überlebte allein deshalb, weil er dem Dachbodenversteck nicht getraut hatte.

Auch jene berühmte Szene vor dem Berliner Schloss, als die Barrikadenkämpfer ihre Gefallenen dort aufbahrten, um dem König nach dem Ende der Kämpfe zu zeigen, wie grausam sein Militär gewütet hatte, ist von einem Zeitzeugen geschildert worden. Der Schriftsteller und Journalist Adolf Streckfuß hat es getan, in seinem heute ebenfalls nicht mehr aufgelegtem Buch „Vom Fischerdorf zur Weltstadt. 500 Jahre Berliner Geschichte“. Wenn er, der dabei war, schildert, wie es an jenem Tag um elf Uhr zu regnen begann und die Toten, nachdem der König gezwungen war, vor ihnen den Hut zu ziehen, rasch in den damaligen Berliner Dom geschafft werden mussten, dann vermittelt er mir Bilder, die es mir leicht machen, mich unter die an jenem Tag Anwesenden zu mischen.

Hinzu kam: Ich habe das Berliner Stadtschloss, das die DDR-Oberen in den Jahren 1950/51 sprengen und abtragen ließen, ja noch kennengelernt. Für die DDR-Kommunisten war die Kriegsruine, die leicht wieder zu restaurieren gewesen wäre, kein von vielen berühmten Künstlern geschaffenes, einzigartiges kulturhistorisches Denkmal, sondern nur das verhasste Symbol der Feudalherrschaft. In meinem Kopf aber existierte dieses Schloss noch, wie ich es als Kind mehrfach gesehen hatte. So konnte ich es, als ich die „Roten

Matrosen“ schrieb und auch als es um das Jahr 1848 ging, in der Erinnerung wiederauferstehen lassen.

Eine weitere wichtige Quelle, die mir das Berlin von 1848 vor Augen führte, war die Sozialreportage Bettina von Arnims über den früheren Berliner Stadtteil Vogtland. In dem Buch mit dem Titel „Dies Buch gehört dem König“ beschrieb sie die sozialen Zustände in diesem um 1848 ärmsten Teil Berlins. Ein Armenarzt, der die Verhältnisse in diesem Teil der Stadt bestens kannte, belieferte sie mit Material. Beide hofften, dass der König, wenn er dieses ihm zugeeignete Buch las, für eine Veränderung jener unhaltbaren Zustände sorgen würde. Eine Hoffnung, die – wen wundert es? – sich nicht erfüllte.

Ohne all diese hilfreichen Quellen hätte ich meine historischen Romane nicht schreiben können. Doch genügen auch die informativsten Quellen nicht, um Literatur lebendig werden zu lassen. Weshalb die Recherche nie im Vordergrund meiner Arbeit steht. Weit vorn stehen für mich die Menschen, die ich zur Welt bringen will. Also recherchiere ich am Anfang nie sehr gründlich; weiß ich einigermaßen über den Verlauf der Ereignisse Bescheid – habe ich die Geschichte, die ich schreiben will, in etwa im Kopf –, beginne ich zu schreiben und recherchiere nebenbei weiter.

Ich bevorzuge diese Art des Herangehens an einen neuen Roman, weil ich ja jedes Mal erst die richtige Sprache finden muss, weil ich neugierig bin, ob meine Geschöpfe wirklich zu leben beginnen, und weil jedes neue Buch für mich anfangs einen *Berg* darstellt. Die

Tatsache, dass ich schon viele *Berge* bestiegen habe, ist ja keine Garantie dafür, dass ich auch mit diesem Werk den zu *erklimmenden Gipfel* erreiche. Schließlich weist jeder Berg ganz andere zu bewältigende Schwierigkeitsgrade auf.

Ich habe diese Art des Schreibens mal so zusammengefasst: Ich zweifle mich vorwärts. Zu übersetzen wäre das in etwa so: Indem ich, was ich tue, unentwegt anzweifle, kämpfe ich mich beim *Bergsteigen* Schritt für Schritt vorwärts. Ich bin mir nie sicher, ob das, was da gerade entsteht, wirklich gut ist. So kommt es jedes Mal zu fünf, sechs Überarbeitungen – und am Ende ist es dann doch meistens gut.

Und das habe ich meinen Protagonisten zu verdanken. Anfangs sehe ich sie nur sehr undeutlich vor mir, Seite für Seite gewinnen sie an Charakter und irgendwann ist der Vorgang der Geburt beendet. Dann sind meine „Kinder“ so, wie ich sie zur Welt gebracht habe. Ich kann ihre Charaktereigenschaften – will ich sie nicht umbringen – nur noch akzeptieren.

Wie bereits gesagt: Erinnerungen können täuschen. Die Erzählungen der Zeitzeugen müssen überprüft werden. Und leider finden es viele Menschen sehr viel einfacher, den von politischen Parteien verbreiteten Legenden zu glauben, als sich ein eigenes Bild von den historischen Ereignissen zu machen, die sie miterlebt haben.

So gibt es gerade im Bereich der Zeitgeschichte viele oft sehr verschiedene „Wahrheiten“. Ich versuche, dem Rechnung zu tragen, indem ich in meinen Romanen Leute mit den unterschiedlichsten Ansichten und Überzeugungen zu Wort kommen lasse. Was nicht

heißen soll, dass ich „wertneutral“ berichte. Das könnte ich gar nicht, stehe ich doch schon rein gefühlsmäßig aufseiten der Opfer. Nur können eben auch Opfer irren, auf Lügen hereinfliegen oder Verbrechen begehen.

„Glaube denen, die die Wahrheit suchen, und zweifle an denen, die sie gefunden haben“, lautet ein Spruch von André Gide. Meine Aufgabe ist es, den Lesern ein möglichst wahrhaftes Zeitbild zu vermitteln, um ihnen vor Augen zu führen, was zu diesen Irrtümern, falschen Wahrheiten oder Verbrechen geführt hat. Ursache und Wirkung müssen herausgearbeitet werden.

Gleiches gilt für die Täter oder Abseitsstehenden. Ihre Motive dürfen nicht unterdrückt werden. Also versuche ich, Überzeugung gegen Überzeugung zu stellen, bringe Rede und Widerrede. Oft das Schwierigste beim Schreiben eines historischen Romans: der Versuch, unterschiedliche politische Positionen in Gesprächen wiederzugeben, ohne zu langweilen. Doch wie könnte ich unterschiedliches Gedankengut besser rüberbringen als dadurch, dass ich meine Figuren miteinander streiten lasse? Sonst wäre ich der über allem schwebende, allwissende Erzähler und Dozent, der erst recht langweilt. Streiten sich meine Protagonisten, habe ich die Möglichkeit, die unterschiedlichen Motive herauszuarbeiten und eine in Alltagssprache gefasste, bunte Wortwahl zu wählen, die sich gut und vielleicht auch ein bisschen witzig liest. Es soll dem Leser Spaß machen, diesen Disput mitzuverfolgen und sich dabei eine eigene Meinung zu bilden..

Nein, niemals versuche ich, durchblicken zu lassen, dass ich mehr weiß als meine Helden. Damit würde ich mich tatsächlich über sie erheben. Auch ist es für später Geborene keine große Leistung, auf die Irrtümer der Vergangenheit hinzuweisen.

Weil ich so schrieb, hat mir, der ich unter der kommunistischen DDR-Regierung im Gefängnis saß, der eine oder andere konservative Kritiker vorgeworfen, ich sei Kommunist. Die Tatsache, dass ich meinen Roman über die Revolution von 1918 aus der Sicht der Aufständischen verfasst habe, ließ sie das vermuten. Woher aber hätten die Menschen damals wissen sollen, was Jahre später ein Stalin und seine Nachfolger aus ihren Hoffnungen und Träumen machen würden? Im Nachwort kann ich darauf hinweisen, wohin die kommunistische Idee führte; meinen Protagonisten, denen es in der Hauptsache darum ging, mit dem Krieg Schluss zu machen, die gehungert und um ihre Kinder geangst haben, darf ich kein Wissen um die Zukunft verleihen, das sie zu ihrer Zeit noch gar nicht haben konnten.

Mein Wunsch war, *Menschen* in die Wirren ihrer Zeit zu stellen, keine Superhelden oder Alleswisser. Erst Zwischen- und Grautöne machen literarische Figuren authentisch. Alles andere wäre Schönfärberei oder Verteufelung.

Der Untertitel meines Vortrages lautet: Jugendliche von heute im alten Berlin.

Meine Bücher sind Jugendbücher. Zwar werden sie auch von vielen Erwachsenen gelesen, doch möchte ich vor allem, dass Jugendliche beginnen, sich für die Geschichte ihres Landes zu interessieren. Es gibt nun mal keine Gegenwart, die nicht von der Vergangenheit geprägt ist.

Ich bin viel im Ausland gewesen; wo ich auch hinkam, die deutsche Geschichte begleitete mich. Nicht selten trafen mich skeptische Blicke, kam ich doch aus dem Land, das so viel Leid über die Menschheit gebracht hat. Dass ich am Ende des Zweiten Weltkrieges erst anderthalb Jahre alt war, spielte keine Rolle. Ich bin Deutscher, niemand kann mir ansehen, dass meine Eltern und Großeltern keine Nazis waren. Und als Deutscher wurde ich oft auf den Prüfstand gestellt: Wie denken sie denn jetzt, die Deutschen? Wie gehen sie mit der Schuld ihrer Vorfahren um?

An dieser Stelle möchte ich Ihnen eine Geschichte erzählen: 1987 schickte mich das deutsche Goethe-Institut nach Australien. Ich las aus meinen Büchern und hielt Vorträge über die deutsche Jugendliteratur. Als ich in Melbourne eintraf, hatte der dortige Institutsleiter eine Bitte. Es ging um eine Jüdin, die mit einem der letzten Kindertransporte, der Berlin verlassen hatte, vor der Vernichtungsmaschinerie der Nazis gerettet werden konnte. Ihre gesamte Familie, die Eltern, alle Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen, hatten nicht so viel Glück. Sie kamen in verschiedene Konzentrationslager und kehrten nicht zurück.

Als es nach dem Krieg davon erfuhr, hatte sich das zu jener Zeit junge Mädchen geschworen, mit Deutschland nichts mehr zu tun zu

haben und nie wieder deutsch reden zu wollen. Jetzt, als Sechzigjährige, hatte sie eine Einladung erhalten. Vom Berliner Senat. Sie sollte doch – wie so viele andere ehemalige jüdischen Berliner – mal wieder ihre Heimatstadt besuchen. Es war eine sehr herzliche Einladung, die sie dennoch zutiefst erschreckte, hatte sie sich doch all die Jahre zuvor an ihren Schwur gehalten, alles Deutsche abgelehnt und kein einziges Wort Deutsch mehr gesprochen. Nahm sie diese Einladung an, das wusste sie, würde sie nicht nur englisch reden können. In Berlin würde sie deutsche Wörter hören und sich sicher oft gezwungen fühlen, hin und wieder ebenfalls deutsch reden zu müssen. Wollte sie das?

Abwehr und Neugier auf die Stadt ihrer Kindheit vermischten sich. Lange blieb sie unentschlossen. Doch dann las sie eines Tages in der Zeitung, dass im Goethe-Institut ein junger deutscher Schriftsteller, ebenfalls in Berlin gebürtig, einen Vortrag halten würde und zögerte nicht lange. Sie beschloss, diesen jungen Mann kennenzulernen. Sie wollte in Erfahrung bringen, wie die jungen Deutschen dachten. Und danach entscheiden, ob sie fliegen sollte oder nicht.

Der Melbournier Institutsleiter erzählte mir von dieser Bitte um Bekanntschaft und, ich gestehe es, mir wurde ein wenig mulmig zumute. Was da stattfinden sollte, war ja tatsächlich so etwas wie eine Prüfung. Und in jeder Prüfung kann man durchfallen. Doch erklärte ich mich einverstanden. Irgendwer musste den Kopf hinhalten.

Sie lud mich zum Essen in ein Restaurant ein, sprach anfangs nur englisch mit mir und wollte vieles von mir wissen – vor allem, ob

meine Eltern Nazis waren. Welche Erleichterung für mich, dass ich diese Frage ehrlichen Herzens verneinen konnte.

Später wollte sie wissen, wie ich über die deutsche Geschichte dachte. Ich beantwortete ihr auch diese Fragen ehrlich und gewann damit wohl ihr Vertrauen, denn auf einmal – ich empfand es als Ritterschlag – fing sie an, deutsch zu reden. Zwar mühsam die Wörter suchend und mit vielen englischen Vokabeln durchsetzt, aber eindeutig in dem Bemühen zu überprüfen, was sie noch in Erinnerung hatte.

Nach dem Essen, auf einem Spaziergang, redeten wir über den Berliner Stadtteil, in dem sie zu Hause gewesen war. Sie erinnerte sich vieler Straßennamen und wusste auch noch, wie der Fleischer, der Bäcker und der Lebensmittelhändler in ihrer Straße geheißen hatten. Danach fuhr sie mich zu sich nach Hause. Um mir selbst gemalte Bilder zu zeigen: Ihren Vater, ihre Mutter. Beide Werke rein aus dem Gedächtnis entstanden. Denn von der Zahnpasta bis zur warmen Unterwäsche, an alles hatten ihre Eltern gedacht, als sie die Tochter, um sie zu retten, in die weite Welt hinausschickten, nur Fotos hatten sie ihr keine mitgegeben. Die hatten sie in der Aufregung des Abschieds vergessen. Doch waren es großartige, sehr lebendige Gemälde, denn aus dem einstigen Berliner Kind war längst eine in Australien nicht ganz unbekannte Malerin geworden.

An jenem Abend bin ich noch lange durch Melbourne gewandert, konnte keine Ruhe finden. Die deutsche Geschichte, die nicht wenige meiner Landsleute endlich mal vergessen wollten, da war sie wieder. Nichts war „vergangen“.

Zurück in Deutschland, ich lebte zu jener Zeit nicht in Berlin, sondern in der Nähe von Frankfurt am Main, wollte ich wissen, ob ich meine Prüfung bestanden und jene australische Jüdin die Reise in ihre Heimatstadt angetreten hatte. Ich rief das Melbournier Goethe-Institut an und erhielt die frohe Auskunft: „Ja! Sie ist geflogen.“ Ich atmete auf, aber erleichtert war ich nicht. Ich war nur dankbar, dass da ein Mensch die Hand zur Versöhnung ausgestreckt hatte, von dem man das nicht so einfach erwarten durfte.

Manch einer wird sagen: Alles gut und schön! Der Kordon schämt sich für das, was seine Landsleute angerichtet haben. Doch was hat das mit den Kindern und Jugendlichen von heute zu tun? Sie sind nicht schuld an dem, was damals geschah. Es war ja nicht einmal die Generation ihrer Großeltern, die sich schuldig gemacht hatte, es war die ihrer Urgroßeltern.

Das ist sicher richtig, doch müssen junge Deutsche noch immer damit rechnen, mit der Geschichte ihres Landes konfrontiert zu werden. Ist es dann nicht besser, sie wissen, weshalb sie manchmal mehr forschende als freundliche Blicke treffen? Ist es nicht besser, sie können auf bestimmte Fragen die richtigen Antworten geben? Vor allem, weil es ja auch heute wieder Deutsche gibt, die durch die Straßen ziehen und die alten Parolen brüllen. Es ist nur eine Minderheit, vielleicht sogar eine verschwindend geringe Minderheit, aber es gibt sie – und in den letzten Jahren haben einige von ihnen wieder furchtbare Verbrechen begangen.

Viele ihrer Mitläufer sind nur unbedarft. Sie begehen keine Verbrechen, glauben aber den Parolen, mit denen sie verdummt werden. Und brüllen sie ihre Hassgesänge in die Welt hinaus, meinen sie, sie nähmen nur ihre „demokratischen Rechte“ wahr. Solche Leute würde ich gern mal am Kragen packen und mitten in einen Bombenangriff des Zweiten Weltkrieges hineinbefördern. Es soll ihnen nichts geschehen, sie sollen nur einmal nachspüren können, wohin solcher blinder Hass führen kann.

Erich Kästner, der ja auch Kinderbücher schrieb, hatte, wenn er für Erwachsene schrieb, am Ende seines Lebens nicht mehr viel Hoffnung, mit seinem Schreiben etwas bewirken zu können. „Immer wieder kommen neue Maler, die die Wände neu anstreichen. Es ist immer ‘ne andere Farbe, aber immer dieselbe Wand“, schrieb er in einem Vorwort der Neuausgabe seiner Texte. Seinen Kampf gegen die „Trägheit des Herzens“ und die „Unbelehrbarkeit der Köpfe“ hatte er zu dieser Zeit längst aufgegeben. Ging es jedoch um junge Menschen, dachte er anders. Da hoffte er bis zum Schluss, dass sie belehrbar sein könnten.

Ich denke ebenso. Ich weiß, dass ich die Nazi-Schreihäule mit meinen Büchern nicht erreiche. Sie lesen nicht, was ihre Weltanschauung infrage stellt oder klipp und klar ablehnt. Doch erreiche ich andere, die zu Mitläufern werden könnten, wüssten sie über die Verbrechen der Vergangenheit nicht Bescheid. Vor allem aber solche, die sich den Unbelehrbaren entgegenstellen, um ihnen klarzumachen, dass es auch für Dummheit eine Grenze gibt. Auch wenn ich manch

einem von diesen mutigen jungen Menschen vielleicht nichts Neues sage, so bestärke ich ihn doch in seinem Denken und Tun.

Man könnte mir entgegenhalten, dass doch in den Schulen ausreichend über die Verbrechen der Nazi-Zeit aufgeklärt wird. *Aufgeklärt* wird, aber ausreichend? Die meisten Schüler geben dem Geschichtsunterricht in der Form, in der sie ihn erleben, keine guten Noten. Allein Zahlen, Daten und Fakten vermitteln noch lange keine geschichtlichen Erkenntnisse. Doch muss ich die Lehrer verteidigen, sie haben nicht die Chance, den Stoff so aufzubereiten, wie ich es kann. Oft müssen sie in einem Schuljahr die Jahre von 1918 bis 1945 durchnehmen, auf diese Weise bleibt keine Zeit, bei den Schülern und Schülerinnen Emotionen zu wecken. Ich behaupte aber, Interesse an der Geschichte – noch dazu, wenn es sich um einen grausamen Stoff handelt, dem man nur mit innerer Abwehr begegnet – ist *nur* durch Emotionen zu wecken. Sage ich einem Jugendlichen, dass unter Hitler sechs Millionen Juden ums Leben kamen, sind das Zahlen, die er nicht begreifen kann. Sicher erschrickt er über das, was er zu hören bekommt, doch ist die Zahl *sechs Millionen* viel zu monströs, um ihm unter die Haut gehen zu können. Hört er eine einzige Geschichte – etwa die von Anne Frank – berührt ihn das.

Im Gegensatz zur Schule habe ich die Zeit, solche Geschichten zu erzählen. Ich kann den Leser, die Leserin auf fünfhundert Seiten mit meinen Helden durch die damaligen Straßen laufen und ihre Gefühle, Sorgen, Ängste und Freuden nachspüren lassen. Zwar sind meine Protagonisten im Gegensatz zu Anne Frank nur literarische, also erfundene Figuren, doch wenn es mir gelingt, sie mit Leben zu füllen,

habe ich eine Chance, Interesse, Sympathie, Abscheu und tiefen Zorn zu wecken.

Oft werde ich für diese Art zu schreiben gelobt. Man fragt mich: Wie machen Sie das? Wie gelingt es ihnen, Geschichte so lebendig werden zu lassen, dass junge Leute sich für die geschilderte Zeit interessieren?

Meine Antwort: Ich weiß es nicht. Oder richtiger: Ich weiß nicht, wer oder was mir die Gabe verliehen hat, erfundene Menschen lebendig werden zu lassen. Aber ich weiß, für wen ich schreibe. Denn wer für Kinder und Jugendliche schreibt, hat eine besondere Verantwortung. Kinder und Jugendliche sagen nicht: Das neue, von allen Kritikern hochgelobte Buch von dem Autor so und so, das muss ich lesen, auch wenn es mich nach zwanzig Seiten langweilt. So viel Duldsamkeit besitzen Kinder und Jugendliche nicht. Wenn ein Buch sie nicht nach wenigen Seiten gefangen nimmt, fliegt es in die Ecke und hat keine Chance mehr.

Also bemühe ich mich, Kindern und Jugendlichen ehrliche und dennoch spannende und unterhaltsame Geschichten zu erzählen, egal ob sie in der Vergangenheit oder in der Gegenwart spielen. Denn das ist wichtig: Will ich meine Leser erreichen, darf ich sie nicht nur informieren wollen, ich muss sie auch gut unterhalten. Und das auch – oder vor allem gerade dann –, wenn es um ernste Themen geht. Sie sollen das Buch nicht weglegen können, bevor sie die letzte Seite gelesen haben.

Dass mir das oft gelingt, belegen Beispiele aus meiner Leserpost. Da schrieb mir ein Mädchen, sie hätte sich in den dreizehnjährigen Helle aus meinen „Roten Matrosen“ verliebt, eine andere hätte ihm gern Briefe geschrieben. Ein junger Vater wollte versuchen, ein ebensolcher Vater zu werden wie mein Rudi Gebhardt. Eine alte Frau wollte wissen, woher ich denn so genau wüsste, was damals, kurz nach dem Krieg, in ihrer Küche gesprochen wurde.

Menschen lernen am leichtesten, wenn sie mit dem Herzen dabei sind. Indem ich versuche, meine Romanhelden zu echten Menschen werden zu lassen, interessiere ich meine Leser für ihre Leiden und Freuden, ihre Irrtümer und ihre Zeit.

Damit habe ich die Frage nach meinem pädagogischen Anspruch bereits beantwortet. Aus der Geschichte lernen – welchen anderen ernsthaften Grund könnte es geben, über unsere Vergangenheit zu berichten? Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen, woher sollen wir wissen, wohin wir zu gehen haben, so meine feste Überzeugung.

Es geht mir um keine primitive Pädagogik – Drohungen, Mahnungen, der berühmte Zeigefinger –, es geht darum, die Leserinnen und Leser zum Nachdenken zu bringen. Ich will den jungen Leuten von heute etwas an die Hand geben, sie über bestimmte Zeiten und menschliche Verhaltensweisen aufklären. Wer das macht, erzieht auch.

Es gibt Autoren, die es ablehnen, Pädagogen zu sein: „Um Himmels willen, ich will doch nur Geschichten erzählen.“ Aber in der Auswahl der Themen und in der Art, wie er erzählt, wirkt jeder Autor

ganz automatisch pädagogisch. Das Erziehen steht nicht im Vordergrund meiner Bücher. Aber abzuleugnen, dass ich mit meinen Büchern etwas bewirken möchte? Nein, das kommt mir nicht in den Sinn.

Ich bin der festen Überzeugung: Ein Autor, der für Jugendliche schreibt, muss eine gewisse Moral vertreten und sie in seinen Werken auch durchblicken lassen. Zu dieser Moral gehört für mich, dass ich meinen Lesern und Leserinnen Mut machen will. Das allerdings, ohne zu lügen, indem ich ihnen vorgaukele, unsere Welt sei wunderbar, sie müssten nur hinausgehen und es sich gut gehen lassen.

Ich will meine Leser nicht für dumm verkaufen, sondern ihnen sagen: So sieht es aus auf unserer Welt. Das ist passiert, das waren unsere damaligen Irrtümer, Fehler und Schwierigkeiten, das sind unsere heutigen Irrtümer, Fehler und Schwierigkeiten. Es ist nicht leicht, damit fertig zu werden, doch hat es immer Menschen gegeben, die es geschafft haben, aufrecht zu leben. Auch ihr habt eine Chance. Es besteht Hoffnung, dass wir unsere nicht immer schöne Wirklichkeit verändern können.

Ich möchte meine Leser dazu anregen, in möglichst vielem einen eigenen politischen Standpunkt zu entwickeln und damit ihr demokratisches Bewusstsein stärken. Wer die Fehlentwicklungen seines Landes kennt, sage ich mir, vielleicht ist der bereit, eines Tages Verantwortung zu übernehmen. In welcher Form auch immer. Wenn also Pädagogik, dann im Sinne von Aufklärung.

In meinen Jugendbüchern, egal wo und wann sie spielen, lasse ich mich durch nichts einengen. Frühere Tabuthemen wie Sex, Tod und Armut haben mich nie belastet. Nicht anders halte ich es mit der Politik. Sie gehört zum Leben wie Sex und Tod, Hunger und Satttheit. Ich würde, was ich für wichtig erachte, nicht weglassen, nur um einige konservativ denkende Pädagogen zufriedenzustellen. Allerdings kommt es auf das Alter an, für das ich schreibe. Wende ich mich an Vierzehnjährige, darf ich deutlich werden; sind Acht- oder Zehnjährige mein Publikum, muss ich behutsam mit ihnen umgehen.

Auch ist es Geschmacksache, wie bestimmte Themen gestaltet werden. Doch folge ich da ganz allein meiner „Nase“, bin in dieser Hinsicht mein eigener Moralapostel. Was nicht heißt, dass ich mich nicht beraten lasse – vom Lektor etwa oder von einem Kritiker, der etwas von der Sache versteht.

Es gibt allerdings noch immer Kritiker, die meinen, wir Kinder- und Jugendbuchautoren dürften unsere Leser mit unseren Erzählungen und Romanen nicht „beunruhigen“. Dem stimme ich nicht zu. Warum? Weil ich glaube, dass die heutigen Kinder und Jugendlichen längst „beunruhigt“ sind, egal wie gut sie, was sie bedrängt, verstecken. Einmal in der Woche zufällig die Fernsehnachrichten anschauen genügt. Überall in der Welt Konflikte, Kriege, Hungersnöte. Nur ist diese unfreiwillige keine erklärende Beunruhigung, im Gegenteil, sie schürt Ängste und macht kopflos.

„Das einzige Mittel, die Welt zu verändern, ist, sie zu erklären“, so der große deutsche Autor Lion Feuchtwanger, der sich ebenfalls

oft Geschichtsthemen zuwandte. Ein Wort, das auch meiner Überzeugung entspricht. Ich habe Alfred Döblins „Berlin – Alexanderplatz“ zum ersten Mal mit fünfzehn gelesen. Der Roman – ganz sicher kein Jugendbuch – hat mir keine Angst gemacht, obwohl er mich „beunruhigt“ hat. Er hat mir meine Stadt, meine Welt erklärt.

Ich möchte festhalten: Auch in Jugendbüchern darf nichts verschönt oder verniedlicht werden, nur weil manche Geschehnisse, egal ob in der Vergangenheit oder Gegenwart, dem einen oder anderen Erwachsenen, der lieber behüten als aufklären möchte, vielleicht als zu grausam erscheinen. Aber alles muss erklärt und damit begreifbar werden. Dem jugendlichen Leser wird, was er zu lesen bekommt, nicht immer „schmecken“, doch wird es ihn zum Nachdenken anregen. Viele Leserbriefe bestätigen mir, dass ich in dieser Hinsicht nicht falsch liege.

Trotzdem überfallen mich manchmal Zweifel. Beim Schreiben meines Romans über das Ende des Zweiten Weltkriegs – „Der erste Frühling“ –, in dem ich auch über die Bombenangriffe auf die Stadt Berlin berichte, habe ich mich oft gefragt, ob ich mir und meinen Lesern das denn antun soll, all die Gräuel, all die entsetzlichen Szenen so direkt zu schildern. Die Antwort, die ich mir gab: Es muss sein! Es ist ja längst aus den Köpfen, was so ein Bombenangriff anrichtet. Junge Leute sollen wissen, weshalb Kriege geächtet werden müssen. Schreibe ich das nicht, hat mein Roman keine Berechtigung.

Ich glaube nicht, dass man mit Literatur die Welt verändern kann. Sonst hätte es nach dem Ersten Weltkrieg, über den so viele pazi-

fistische Romane, Theaterstücke und Sachbücher geschrieben wurden, keinen Zweiten gegeben. Ich glaube aber, dass ich – gemeinsam mit vielen meiner Kolleginnen und Kollegen, Filmemachern und Journalisten – in den Köpfen meiner Leser etwas bewegen kann. Und verändern sich die Menschen, dann verändert sich die Welt. Sicher nur im Schnecken tempo, doch wie furchtbar wäre es, würde es gar nicht vorwärtsgehen!

Sie haben längst bemerkt: Obwohl ich manchmal auch Märchen und heitere Kinderbücher schreibe, sehe ich mich in erster Linie als realistischen Autor. Doch natürlich darf man Kindern und Jugendlichen nicht immer nur die „harte Wirklichkeit“ vor Augen führen. Sie sollen nicht immer nur an „Steaks“ herumkauen müssen, sondern auch ihren „Pudding“ bekommen. Allerdings wird, wer immer nur Süßes isst, keine Muskeln bilden. Und ich glaube nun mal, dass man, will man in unserer Welt bestehen, auch seelische und geistige Muskeln benötigt.

Realismus, auch in der Jugendliteratur, ist keine einfache Abbildungsbeziehung zwischen Literatur und Wirklichkeit, sondern die Kunst, das Bedeutende an der Wirklichkeit erkennbar hervorzuheben. Realistisches Erzählen bedeutet für mich einen kritischen Zugriff auf eine Wirklichkeit, die sich dem Leser in ihrer gesamten Vielfalt oft entzieht. Und das gilt im Besonderen für junge Leser, die ja noch auf der Suche nach Erkenntnis sind. Sich meine Leser zu Partnern zu machen, darin sehe ich den Sinn meiner Arbeit.

In Ernst Tollers Drama „Hinkemann“ heißt es: „Wer keine Kraft zum Traum hat, hat keine Kraft zum Leben.“ Wie furchtbar, wenn gerade Kinder und Jugendliche keine Kraft zum Träumen mehr hätten!

Ich habe festgestellt: Die meisten jungen Leser sind „gute“ Leser. Sie denken noch nicht so festgefahren wie viele Erwachsene, wollen noch vieles kennenlernen und nicht immer alles so hinnehmen, wie es gerade ist. Ihnen unsere Welt zu schildern – das Bewahrenswerte und zugleich alles, was unbedingt verändert werden müsste – halte ich für eine sehr dankbare Aufgabe.

Heute wird massenhaft „Lesefutter“ auf den Markt gebracht, das sich, oft abenteuerlich bunt oder goldfarben gerahmt, als historische Prosa geriert. Ernsthafte, um die historische Wahrheit bemühte Literatur ist das nicht. Im Gegenteil, jene kurzlebige, flache Belletristik, die verwickelte Intrigen oder banale Kriminalfälle hochstaplerisch zu geschichtlichen Ereignissen stilisiert, fördert nur unser Versinken in die Geschichtslosigkeit.

Noch einmal: Warum schreibe ich immer wieder über die deutsche Geschichte?

Ein Beispiel: Im deutschen Bundesland Bayern wurden vor einiger Zeit die Lehrpläne für Geschichte radikal gekürzt; die Zeit, die ich in meiner Trilogie der Wendepunkte behandle – Erster und Zweiter Weltkrieg –, wird jetzt im Schnelldurchlauf behandelt. Aber dürfen wir die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts, die noch immer unsere Gegenwart prägt, so „uninteressiert“ zur Seite schieben?

Besonders der Erste Weltkrieg, die Urkatastrophe, die so viele noch schrecklichere Folgen zeitigte, spielt ja nicht nur in den Schulen kaum noch eine Rolle, er ist auch im Bewusstsein vieler Erwachsener nicht mehr präsent, wie ich bereits am Anfang darlegte.

„Wir wollen aus der Vergangenheit das Feuer übernehmen, nicht die Asche.“ Ein Wort des bedeutenden französischen Philosophen und Sozialisten Jean Jaurés. Als er das sagte, Anfang des vorigen Jahrhunderts, wusste man noch nicht, auf welche Berge von *Asche* wir am Ende dieses Jahrhunderts zurückblicken mussten. Gerade deshalb aber darf das *Feuer* nicht erlöschen. Wir sollten zu jeder Zeit wissen, auf was für Schultern wir stehen.

Noch ein Zitat: In seinem „Tagebuch einer Schnecke“ schreibt der deutsche Autor Günter Grass, er wolle Geschichten und Geschichten *gegen* Geschichten erzählen. Anders gesagt: Er möchte *wahre* Geschichten und Geschichten gegen *verlogene* Geschichten erzählen. Nichts anderes treibt mich an, wenn ich meine historischen Romane schreibe.

Das ist – betrachtet man unsere Gegenwart – auch seelisch kein leichtes Unterfangen. Aber war das nicht immer so? Lion Feuchtwanger – versprochen: das allerletzte Zitat! – schrieb aus der amerikanischen Emigration an seinen Freund Bertolt Brecht: „Meine Situation hier ist nicht gerade gemütlich, eine unbehagliche, wohlhabige Ruhe, und am Rand winken ein paar Herren mit Atombomben. Aber ich schreibe weiter am ‘Goya‘.“ – Also über eine Zeit mit ganz anderen und doch zeitlos aktuellen Problemen.

Auch heute, in einer Zeit vieler Kriege und globaler Unruheherde, werden „Goyas“ geschrieben. Einfach, weil die Erklärung der Welt und wie wir Menschen mit uns umgehen lebensnotwendig ist. Und weil viele Autoren gar nicht anders können.

Danke schön!

November 2014